



Alles sauber – oder was?

Putzen – für viele Menschen nur lästig, für manche ein Beruf, für einige eine Leidenschaft. Für Nicole Christine Karafyllis noch mehr: Die Philosophieprofessorin hat über die Kulturtechnik Putzen ein Buch geschrieben. Haben Schrubben, Scheuern, Saugen und Säubern eine philosophische Dimension? Eine rein zufällige Auswahl schmutziger Gedanken – mit Collagen von Insa Hagemann.

Ja, ich putze selber. Und ich putze gerne. Nicht immer, aber wenn es an der Zeit ist. Damit meine ich nicht, dass es dann an der Zeit ist, wenn es schmutzig ist. Sondern das Putzen ist dann an der Zeit, wenn ich denke, dass die Tätigkeit des Putzens mir persönlich etwas bringt: Entspannung, Sortierung meiner Gedanken, Klarheit, Kontemplation, Fitnesserhöhung, Erbauung. Selber zu putzen ist Teil der Selbstbestimmung und gehört zu meiner ganz persönlichen Lebensweise. Deshalb ist das Putzen meiner Wohnung auch nicht delegierbar.

Philosoph(inn)en haben mit Putzenden viel gemein: Sie ordnen und sortieren erst, betrachten dann alles von allen Seiten und bearbeiten es, um die Lage dadurch komplizierter zu machen, als sie vorher war. Manchmal betrachten und bearbeiten sie etwas auch erst und sortieren dann. Wer wirklich putzt, räumt immer auch auf und wirft etwas weg, der Putzende den vollen Staubsaugbeutel, der Philosophierende die Vorurteile.

Putzen ist eine Kulturtechnik wie Schreiben und Kochen. Ihre Besonderheit liegt darin, dass

sich die Putzenden stets mit einfachsten Mitteln und Werkzeugen begnügen, und die Vorliebe für Einfachheit hat sich in den Mentalitäten bis heute gehalten. Paradigmatisch stehen dafür Eimer, Seife und Lappen.

Für die Natur des Schmutzes interessiert man sich heutzutage nicht, deshalb fällt er auch besonders häufig an.

Denn eines ist offenkundig: Moderne Gesellschaften versuchen systematisch und mit einiger Unterstützung der Putzmittelindustrie, einen vom wirklichen Putzen – und wirklich heißt: mit der Hand – abzuhalten, fordern aber ständige Sauberkeit und Hygiene ein.

Putzkolonnen arbeiten morgens sehr früh oder abends sehr spät, man sieht sie meist nicht arbeiten. Man sieht, dass sie da waren, man findet sein Büro bei Arbeitsbeginn wenn auch meist nicht sauber, dann doch wenigstens sauberer vor. Putzen artikuliert sich zunehmend im Modus der Vergangenheit und der Zukunft, aber nicht in

dem der Gegenwart – völlig anders als der Schmutz, der immer da zu sein scheint.

Weil jeder überall Sauberkeit erwartet, wissen Sie als Putzender nie, ob die Qualität Ihrer Arbeit wirklich anerkannt wird oder nur auf dem Toleranzverhalten des Gegenübers beruht. Man sagt eben nicht: „Hier ist es heute aber schön sauber!“, weil das impliziert, dass es anderswo oder neulich nicht so sauber war, was aber zu erwarten gewesen wäre. Das Nicht-zur-Sprache-Bringen des Schmutzes und seiner Beseitigung hat eine demoralisierende Komponente. Viele Leute können erzielte Sauberkeit nicht anerkennen, weil sie nicht wissen wollen, dass es Schmutz gibt. Zu „dem Schmutz“ gibt es auch keinen Gegenbegriff; vieles wäre anders, wenn es als Substantiv „den Sauber“ geben würde, der wäre dann wenigstens nominell fassbar. Sauberkeit zeigt sich also in einer Abwesenheit, und das ist verdammt wenig. Wäre es nicht wunderbar, sagen zu können: „In meiner Duschkabine sitzt heute wieder der Sauber?“

MEHR AUF DEN NÄCHSTEN SEITEN ►



